

## Eine andere Geschichte der Zeit

Zeit scheint ein Grenzfall zwischen Theorie und Trivialität zu sein. Der Begriff ist einerseits durch Theorie zu sehr strapaziert worden, andererseits im Alltagsleben mit so viel Plausibilität belastet, dass historisches Weiter- und Hinterfragen oft blockiert wird. Es sind jedoch auch gewisse, sehr oft als selbstverständlich empfundene Annahmen über Gegenstand, Mittel und Ziele der Geschichtswissenschaft, die ihr den Stellenwert von Zeit entweder gar nicht oder auf eine Art und Weise zu sehen erlauben, die alternative Sichtweisen ausschließen. Es dürfte deshalb nicht verwundern, wenn Historiker den Diskussionstitel »Keine Zeit!« wörtlich genommen haben. Für gewöhnlich neigen sie dazu, sich mit dem eigenen Vorverständnis von Zeit zu begnügen und weitere Fragen Philosophen und Physikern zu überlassen. Zeit scheint gemeinhin eine Bedingung zu sein, unter welcher Geschichte stattfindet, sie kann aber selbst durch die Geschichte nicht bedingt sein. Zeit lässt sich nicht erzählen: Sie ist die Bedingung dafür, dass man erzählen kann. – So dürfte vielleicht die *communis ratio* sprechen, wenn sie sprechen könnte. Eine Geschichte der Zeit müsste offensichtlich eine andere Sprache sprechen und dabei mehr tun als erzählen. Sie müsste sich auf Theorien einlassen und vor eigenen und fremden Selbstverständlichkeiten auf der Hut sein. Wie ist eine solche Geschichte möglich? Und was genau ist ihr Gegenstand?

Eine einfache Antwort gibt es sicher nicht. Womöglich ist der Begriff der »Geschichte« nicht allein durch einen bestimmten Gegenstand, sondern ebenso dadurch zu definieren, wie die Geschichte ihren Gegenstand konstituiert, wie sie sich selbst ermöglicht. Dies würde von ihr die

Bereitschaft erfordern, sich selbst zum Gegenstand zu werden, eine Distanz also auch zu sich selbst, die es erlaubt, die nicht weniger historischen Prämissen historischen Erkennens zu explizieren. Was Historiker dann als Zeit betrachten oder auch nicht betrachten, hängt davon ab, wie sie betrachten. Und vielleicht betrachten Historiker dabei anders als Physiker, Biologen oder Philosophen. Mag die Zeit für alle gleich verlaufen, meint sie doch für alle etwas anderes. Zeit scheint keinem und allen Fächern eigen zu sein, sie schließt ein und aus im gleichen Maß, verbindet alle, weil sie allen gemeinsam ist, und trennt zugleich alle, weil sie allen spezifisch ist. Das dürften die Beiträge in dieser Zeitschrift deutlich gezeigt haben.

Wo stehen Historiker in dieser Debatte? Gibt es spezifisch historische Fragen, die – über die gemeinsame, gleichzeitige Zeit hinaus – eine unterschiedliche, historische Zeit aufzuzeigen vermögen? Vielleicht: Was Zeit zu einer bestimmten Zeit war? Oder was und wie in historischen Quellen darüber berichtet wird? Wie man in einer vergangenen Zeit über Zeit dachte und schrieb? Wie Zeit einst mit Kalender und Uhr gemessen, reguliert und normiert wurde und warum und von wem? Historiker, die – im Banne eines alltäglichen Denkhabitus – Zeit primär mit Chronologie und Philosophie, mit Messtechnik und »Ideen« assoziieren, haben all dies erforscht und erforschen es weiterhin. Das ist gewiss legitim und wichtig, nur nicht ausreichend. Denn abgesehen davon, dass hinter Chronologie und »Ideen« sich zuweilen ein unreflektierter, ontologischer Zeitbegriff verbirgt, wird dabei Geschichte auf Faktenforschung beschränkt, auf einen Bereich, der a priori gegen



Selbst- und Fremdrelexion zu immunisieren scheint.

Es sind offenkundig unterschiedliche Fragen, die das Unterschiedliche zu sehen erlauben. Man müsste das Proprium der Geschichte nicht allein bei den Fakten und in der Vergangenheit suchen. Die traditionelle Festlegung der Geschichte auf die Vergangenheit hilft hier – abgesehen von der Vermehrung und Verehrung geschichtlichen Faktenwissens, die sie fördert, – ebenso wenig weiter. Soweit sie der Prämisse einer sequentiellen Zeit folgt, verkennt sie die perspektivische Brechung oder Unterbrechung, der sich die Dekomposition der Zeit in unterschiedliche, scheinbar selbständige Zeiten verdankt. Man verwechselt dabei die Perspektive *ex post* mit derjenigen *ex eventu*, die Geschichte einer gegenwärtigen Vergangenheit mit der Geschichte einer vergangenen Gegenwart: beide zwar gleichermaßen fiktiv, weil beide vergangen, doch unterschiedlich komplex, weil die erste bar ihrer eigenen Gegenwart und Zukunft, das heißt: bar ihrer eigenen Zeit ist. Was mit der zeitlichen Modalität verloren geht, ist also der zeitliche Horizont des Geschehens, der weitaus mehr Möglichkeiten birgt als die vergangene eine. Die Geschichte entzeitlicht die Zeit, indem sie zwar *in* der Zeit, aber nicht *mit* der Zeit rechnet. Reden über Zeit und Handeln in der Zeit verstärken den Schein einer die Grenzen von Gesellschaft und Geschichte transzendierenden Zeit. Eine solche Zeit hat Schatten und Pfeil, nur keine Geschichte: Ihr kann man Stunde und Tag, Monat und Jahr, Richtung und Tempo, nicht aber einen Sinn entnehmen.

Der Sinn tritt erst dann ein, wenn man sich von der Ontologie verabschiedet und Zeit als einen immanenten Aspekt, als einen operativen Eigenwert allen sozialen Geschehens begreift.<sup>1</sup> Und insofern kann man auch behaupten, dass

Zeit – bevor sie erkannt und gemessen wird – historisch geworden ist. Historisch ist etwas nicht, weil es gewesen oder vergangen, sondern weil es in einem gesellschaftlichen Zusammenhang entstanden ist. Erst eine Historie, die sich mehr für das Werden als für das (Vorhanden-) Sein interessiert, bringt Zeit ins Spiel. Sie betrachtet das Bestehen alles Sozialen als abhängig von dessen ständigem Entstehen in einer aktuellen Gegenwart. Sie ersetzt also die Permanenz von Objekten durch solche von Ereignissen oder Operationen. Sie setzt Realität und Aktualität gleich. Die Vergangenheit kann daher nur als eine gegenwärtige gegeben sein, nicht aber an sich. Realität kommt sozialen Beständen nur dann und deshalb zu, wenn und weil sie in der Gegenwart stets aktualisiert, vergegenwärtigt, reproduziert werden. Und soweit dies geschieht, wird dabei immer auf ein Vorher und ein Nachher verwiesen, werden zeitliche Relationen möglich.

Zeit ist in diesem Sinne allein operativ gegeben. Sie stellt ein Erzeugnis der Genese sozialer Ordnung dar und erzeugt sie auch selbst. Sie ist nicht, wie man vorschnell glauben möchte, existent, weil etwas in der Welt ist, dauert, altert, sich ändert, bewegt oder vergeht: Das sind schon unterscheidende Beobachtungen, die selbst Zeit brauchen und gebrauchen, damit sie gefertigt werden können.

Man müsste also auf einer unteren Ebene ansetzen, auf der Zeit nicht schon vorausgesetzt ist, sondern erst erzeugt wird. Und das kann nur eine operative Ebene sein, eine Ebene des sich Ereignens von Ereignissen. Ereignisse haben keine Zeit: Sie ereignen sich oder ereignen sich nicht. Dadurch aber, dass sie sich ereignen, ermöglichen sie die Beobachtbarkeit von Zeit, das Unterscheiden also von einem früheren und einem späteren Ereignis. Es entsteht damit eine

<sup>1</sup> So vor allem, in Anlehnung an Floyd Allport, NIKLAS LUHMANN, Soziale Systeme, Frankfurt am Main 1984, 388 ff. Zu Luhmanns Zeittheorie siehe ELENA ESPOSITO, Die Konstruktion der Zeit in der zeitlosen Gegenwart, in: Rg 10 (2007) 27–36. Von einem ähnlichen Ansatz – wenngleich mit anderen Ergebnissen – geht auch die Praxeologie Pierre Bourdieus aus, siehe etwa die folgende Aussage

Bourdieu in: PIERRE BOURDIEU, LUIĆ J. D. WACQUANT (Hg.), An Invitation to Reflexive Sociology, Chicago 1992, 138: »Far from being a condition *a priori* and transcendent to historicity, time is what practical activity produces in the very act whereby it produces itself.« Mehr darüber in: PIERRE BOURDIEU, Le sens pratique, Paris 1980, passim und bes. 136 ff.

Verweisungsdimension, in der zeitliche Unterscheidungen und unterschiedliche Zeiten möglich sind. Darauf aufbauend, können Sinnstrukturen erzeugt werden, kann eine bestimmte Zeitsemantik entstehen. Wie dies in einem konkreten historischen Zusammenhang geschieht, wie zeitliche Unterscheidungen gehandhabt werden, warum manche bevorzugt werden und manche nicht: All dies und vieles mehr könnte ein weites Gebiet historischer Forschung sein, einer Forschung, die von der Prämisse geleitet wird, dass Zeit eine Dimension der Konstitution von Sinn darstellt. Daran können Fragen anschließen nach dem Zusammenhang von Temporalität und Sozialität sowie nach den historischen Bedingungen, unter welchen ein solcher Zusammenhang variieren kann. Mit anderen Worten: Es gilt zu untersuchen, wie zeitlicher und sozialer, aber auch sachlicher Sinn sich wechselseitig bedingen, wie Temporalität an dem Aufbau sozialer Ordnung beteiligt ist und auch umgekehrt.

Ein solches operatives Zeitverständnis dürfte Historikern willkommen sein. Denn diese sind ohnehin davon dispensiert zu entscheiden, ob und was Zeit ist: etwas Physikalisches oder Ideales, Phänomenales oder Substantielles, Subjektives oder Objektives. Zeit kann all das und womöglich vieles mehr sein: nur nicht *an sich*, sondern stets für jemanden. Das heißt nicht, dass Beliebigkeit Tür und Tor geöffnet werden. Es werden lediglich Wesensaussagen ausgeschlossen. Zugleich wird Kontingenz eingeräumt, die Möglichkeit also, dass Zeit etwas und immer auch etwas anderes bezeichnen kann. Das aktuell Mögliche ist deshalb nicht als beliebig möglich zu begreifen, sondern es verdankt sich immer einer Auswahl, für die es wiederum historische Bedingungen geben kann. Es sind historisch konditionierte und damit auch historisch

variable Selektionen, die den Möglichkeitshorizont einschränken, die das Verhältnis von Aktualität und Potentialität bestimmen und dadurch Sinn generieren. Kontingenz setzt eine andere Optik und andere Kriterien voraus. Lässt man sich auf eine kontingente Welt ein, dann greift jeder Versuch zu kurz, sie unter dem Gesichtspunkt einer Wiedergabe des Vorhandenen oder einer objektiven Rekonstruktion des Gewesenen zu beurteilen. Worauf es hingegen ankommt, ist die Reduktion vieler möglicher »Welten« durch die eine.

Gerade auf die Einschränkung der Kontingenz durch Selektionen antwortet auch der hier verwendete Sinnbegriff.<sup>2</sup> Er weicht deutlich von jener Tradition ab, die auf Max Weber zurückgeht und in der Geschichte bis heute eine fast axiomatische Stellung genießt. Er bestimmt sowohl den Umgang als auch den Nicht-Umgang mit dem Thema »Zeit«. Für die *communis ratio* wie für klassische Handlungstheorien steht und fällt der Sinn mit dem Subjekt. Beide Begriffe werden entweder a priori gesetzt oder man verleiht ihnen Plausibilität aus dem positivistischen Glauben, dass sie Dinge in der Welt bezeichnen, über die entschieden sei. Die Probleme werden aber damit nur verhüllt statt gelöst. Die Fundierung des Sinns im Subjekt ist nicht unbedingt falsch, wenn man davon absieht, dass der Subjektbegriff als sinnhafte Konstruktion bereits einen Sinnbegriff voraussetzt. Sie schränkt jedoch das Blickfeld ein, indem sie als einziges Explikationsschema subjektive Intentionalität zulässt, mag sie, wie es Max Weber wollte, faktisch gegeben oder begrifflich konstruiert sein.<sup>3</sup> Sinn gäbe es demnach nur als kausale Auslegung intentionaler Handlung, als Attribution von Motiven, im Verhältnis von Mittel und Zweck. Ein solches analytisches Schema klingt deshalb plausibel, weil es die Perspektive des

<sup>2</sup> Dazu NIKLAS LUHMANN, Sinn als Grundbegriff der Soziologie, in: Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie – Was leistet die Systemforschung?, hg. von JÜRGEN HABERMAS und NIKLAS LUHMANN, Frankfurt am Main 1971, 25 ff.

<sup>3</sup> MAX WEBER, Wirtschaft und Gesellschaft: Grundriß der verstehenden Soziologie, 5. Aufl., Tübingen 1980, 1 f.

Gegenstandes einnimmt, der erklärt werden soll. Damit wird zugleich die Bedingtheit dieses Schemas verdeckt, die besondere empirische Konstellation, die eine solche Optik möglich und eine andere unmöglich macht.<sup>4</sup> Die Analyse muss deshalb nicht falsch sein, aber sie bleibt unterkomplex, weil sie bei einem bereits verkürzten Bild der sozialen Welt ansetzt, weil sie die emergente Dimension und komplexe Dynamik des Sozialen ausblendet. Dadurch gerät auch der Ort aus dem Blick, an dem es eine Zeit jenseits der Unterscheidung Subjekt/Objekt geben kann: eine Zeit, die weder ein Objekt noch die Erfindung eines klugen Subjekts ist, eine *soziale Zeit*.

Dieser Zeit gilt eine andere Geschichte. Es ist eine Geschichte, die den vertrauten rationalen Sinnbegriff durch einen relationalen ersetzt, der ohne den Bezug zu einer Träger-Instanz auskommt: sei dies Subjekt, Objekt, Natur oder Kultur. Sinn gibt es demnach nicht im Modus

des Habens oder Tragens, sondern im Zusammenhang mit und in der Verweisung auf andere, ausgeschlossene, nicht realisierte Möglichkeiten. Es ist erst dieses Implikationsverhältnis im aktuell Möglichen, das einen Sinn »macht«. Sinn lässt sich insofern auch als das Ergebnis einer Grenzüberschreitung verstehen: Er entsteht jedesmal, wenn man die unsichtbare Grenze überschreitet zwischen Aktuellem und Potentiellem, Manifestem und Latentem, Gewähltem und Ausgeschlossenem. Dabei wird die Paradoxie des Gleichen durch das Unterschiedliche aufgelöst. Und wenn das Gleiche im Hinblick auf Zeit Gegenwart heißt – eine Gegenwart, in der alles jetzt, augenblicklich, gleich und gleichzeitig geschieht –, so sind Vergangenheit und Zukunft die Unterschiede, welche die Geschichte der Zeit jedesmal unterschiedlich machen.

**Jani Kirov**



<sup>4</sup> Dazu ARMIN NASSEHI, *Der soziologische Diskurs der Moderne*, Frankfurt am Main 2006, 82 ff.